

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

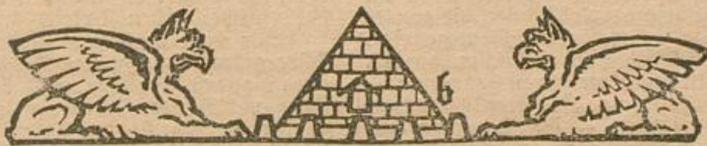
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926

14.3.1926 (No. 11)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

15. Jahrg. No 11



14. März 1926

Karl Dyer / Weber = Erinnerungen.

Zum 100. Todestage Karl Maria von Webers.

Am 5. Juni 1826, kaum vierzig Jahre alt, hat Karl Maria von Weber sein inhaltreiches Leben beschlossen. Wenn man sich heute, nach Ablauf eines Jahrhunderts, in deutschen Gauen rüftet, bei der Wiederkehr des Tages das Gedächtnis des großen Komponisten durch würdige Feiern zu ehren, so wird dies nicht zuletzt auch im Badener Lande geschehen, das vor manchen andern dazu besonders Anlaß hat. Saß doch die Familie, der Karl Maria von Weber entstammte, im 18. Jahrhundert im Breisgau, wo Großvater und Oheim als Amtleute in freiherrlich von Schönau'schen Diensten walteten, stand dort doch auch die Wiege seines Vaters Franz Anton und seiner Base Konstanze Weber, die Mozarts Gattin wurde.¹⁾ Und hat nicht auch der Vater in seiner kurzen Offizierslaufbahn kurpfälzische Uniform getragen und schließlich nach unstetem Wander- und Komödiantenleben im April 1812 auf Pfälzer Boden, in Mannheim, die letzte Ruhestätte gefunden! Und knüpfen sich nicht an dieses Mannheim, wo der junge Ton-
dichter 1810 eine Zeitlang verweilte und sich heimisch fühlte, wo er am 9. März sein erstes Konzert gab und am 2. April seine melodramatische Kantate „Der erste Ton“ zur Aufführung brachte, wo die jugendliche, kunstempfindliche Erbgräfin Stephanie ihn schließlich auszeichnete und für die Leitung der Hofoper zu gewinnen hoffte, — knüpfen sich an diese Stadt nicht auch die ersten großen Erfolge seines künstlerischen Genies!

Neben ihr kam, was Musik und Theater anging, Karlsruhe, die neue Residenz, damals nicht auf. Und doch war auch sie für Franz Anton, den Vater, einmal das Ziel seiner Wünsche. Ob er sich dessen noch erinnerte, als er 1810 nach langer Zeit wieder zurück an den Oberrhein kam? Es war im Jahre 1792. Die Theatergesellschaft von Johann Appelt, die für den Winter 1791/92 wieder für Karlsruhe verpflichtet war, hatte ungünstig abgeschlossen und war abgezogen. Bei ihr befand sich auch eine Tochter Franz Anton's, Jeanette, die mit dem Schauspieler Vincenz Weirauch verheiratet war. Durch sie erfuhr der Vater, der nach jahrelangen Komödiantenfahrten mit seiner Wandertruppe damals in Nürnberg gelandet war und Stadt und Umgebung mit Schauspiel und Oper versorgte, von der Sachlage, die in ihm Hoffnungen weckte. So richtete er schleunigst eine Eingabe²⁾ nach Karlsruhe und bat den Markgrafen Karl Friedrich mit beweglichen Worten, ihn und seine Gesellschaft, die ohne Ueberhebung eine der besten in Deutschland sei und deren Hauptkontingent seine eigene Familie stelle, für das Hoftheater in Pflichten zu nehmen. „Meine Oper“, so rühmte er, „ist ganz musicalisch, und was meine Familie betrifft, lauter Böglinge von Mozart und Haydn, in Wien gebildet.“ Gefalle er nicht, so werde er wieder abziehen, und der Kontrakt solle null und nichtig sein.

¹⁾ Ueber die Breisgauer Weber wird in einem der nächsten Badischen Heimatblätter der Freiburger Stadtarchivar Dr. Hefele die Ergebnisse seiner Forschungen mitteilen. Vergl. hier und im folgenden Max Maria von Weber: Karl Maria v. Weber S. 5 ff. und 177/9, sowie die Abhandlung von Fr. Walter über „Karl Maria von Weber in Mannheim und Heidelberg 1810“ in den Mannheimer Geschichtsblättern 1924 Nr. 1/2.

²⁾ Dattiert vom 19. Juli 1792. Original im Generallandesarchiv. Alten Karlsruher Stadt Fase. 1200. — Jeanette Weirauch kam mit ihrer Tochter Viktorine im April 1811 von Augsburg aus noch einmal zu einem Gastspiel nach Karlsruhe.

Aber die Zeit war schlecht gewählt. Die Kriegserklärung des revolutionären Frankreich, die im April an Oesterreich ergangen, war der Beginn der Feindseligkeiten, die Teilnahme Preußens an dem Feldzuge gefolgt, die Beteiligung des Reichs war nur eine Frage der Zeit. Es ging lebhaft zu am Oberrhein. Truppen kamen und gingen, ein großes Heerlager überall. Und die badische Markgrafschaft als Grenzland vor der Gefahr, wie so oftmals, vom Schicksal als Schauplatz der kriegerischen Ereignisse ausersehen zu werden. Ueber dieser ersten Sorge verging die Lust, Komödie spielen zu lassen. So erhielt, wie andere Bewerber, auch Franz Anton umgehend, am 27. Juli, den Bescheid, „daß Serenissimus unter den gegenwärtigen Zeitumständen kein Hofschauspiel dahier zu etablieren gedächte.“ Der Plan war gescheitert und der junge Karl Maria, der damals sechs Jahre zählte, kam vorerst ebensov wenig, wie der Vater, nach Karlsruhe.

Das ist erst viel später geschehen, in der schon genannten Zeit seines Mannheimer Aufenthaltes. Das erstemal, als er mit seinen musikalischbegeisterten Freunden Gottfried Weber und Alexander von Dusch, dem späteren badischen Staatsminister, im August 1810 zu mehrtägigem Verweilen nach Baden fuhr und am 19. August in Karlsruhe übernachtete. „Den 19.“, so schreibt er darüber an den ihm befreundeten Komponisten Gänsbacher, „reisten Weber und Frau, Dusch und ich ab und kamen abends in Karlsruhe an. Die Reise war eine der angenehmsten, und Ihrer wurde unzählige Male dabei gedacht, und auch mitunter wacker geschimpft, daß der Seehund sich so schnell aus dem Staub gemacht. Geh, sagte Weber, 's ist gar zu dumm, daß der Kerl fort ist. Den 20. kamen wir endlich in Baden an und fanden Alles so voll, daß wir kaum bei einigen Bekannten uns einquartieren konnten . . .“ In den Fremdenlisten der Karlsruher Gasthöfe, die regelmäßig im Karlsruher Intelligenz- und Wochenblatte veröffentlicht wurden, ist Weber nicht eingetragen, ebensowenig seine Begleiter; sie haben also offenbar bei Bekannten gewohnt.

Noch einmal kam Karl Maria im gleichen Jahre nach der badischen Residenz. Seitdem er im August in Baden-Baden den kunstfertigen Kronprinzen Ludwig von Bayern im täglichen Verkehr näher kennen gelernt hatte, richteten sich seine Hoffnungen auch auf München. Da erfuhr er durch die Gräfin Benzel-Sternau, eine Tochter des badischen Finanzministers von Sedendorf, in deren Mannheimer Behausung er häufig zu Gast war, daß die Königin Karoline von Bayern im Dezember bei dem verwandten badischen Hofe zum Besuch eintreffen werde. So entschloß er sich auf ihr Zureden, nach Karlsruhe zu gehen. „Die Gräfin Benzel“, so schrieb er darüber an Gänsbacher, „eine herrliche Frau, überredete mich, nach Karlsruhe zu gehen, weil dort die Königin von Bayern sich jetzt befindet. Ich faßte kurzen Entschluß, wurde mit Briefen beladen und reiste den 12. dahin ab. Ich wurde mit großer Auszeichnung empfangen, fand aber beinahe keinen Tag, um ein Konzert geben zu können, weil eben wegen Anwesenheit der Königin täglich etwas los war. Bei der Königin spielte ich auch nicht, sie ließ mir aber sagen, sie freue sich, mich in München zu hören. Das war mir dann sehr lieb, und endlich trat mir das Museum einen Balltag ab, so daß ich am 21. ein Konzert zustande

¹⁾ Nach einer Handschrift der Berliner Staatsbibliothek. Gest. Mitteilung des Herrn Direktors Prof. Dr. W. Altmann.

brachte, was recht gut ausfiel und ich mit Beifall überschüttet wurde. Den 23. ging ich zurück nach Mannheim." Die Karlsruher Zeitung vom 21. Dezember 1810 enthält folgende Anzeige dieses Konzerts, das von den Geschichtsschreibern der Stadt nirgends erwähnt wird und auch Heinrich Ordenstein bei seiner Darstellung des musikalischen Lebens der Residenz unbekannt blieb: „Heute, den 21., wird Carl Maria von Weber die Ehre haben, im Saale des Museums ein Vocal- und Instrumental-concert zu geben und sich darin auf dem Pianoforte hören lassen. Der Eintritt ist 1 Gulden und der Anfang um 6 Uhr." Ein Programm wird nicht mitgeteilt, hat sich auch sonst nirgends gefunden. Eine Theater- und Konzertkritik gab es damals in der Residenz noch nicht, von ganz vereinzelt Fällen abgesehen. So schweigt sich denn auch die Karlsruher Zeitung leider über die Aufnahme im Publikum aus. Die Königin hat der Aufführung jedenfalls nicht mehr beigewohnt; sie reiste an dem Tage, an dem sie stattfand, nach München ab, um vor Weihnachten dort rechtzeitig einzutreffen. In den Fremdenlisten wird diesmal „Herr von Weber aus Mannheim" genannt, aber nicht angegeben, in welchem Gasthof er während seines Aufenthaltes vom 12. bis 23. Dezember gewohnt hat.

Ein kleines Nachspiel schloß sich an diese Karlsruher Tage an. Weber war dabei auch in Verbindung mit dem Obersten Karl von Stockhorn gekommen, der damals die Geschäfte der Intendantur in Karlsruhe verwaltete, und hatte mit ihm von seinen Opern Silvana und Abu Hassan gesprochen, von denen die erste eben im September in Frankfurt ihre Uraufführung erlebt hatte, die zweite im November vollendet worden war. Stockhorn schien geneigt, das Aufführungsrecht zu erwerben. Bald nach Neujahr, am 10. Januar 1811, schrieb er — der Brief ist leider verloren gegangen — in diesem Sinne an Weber und bot ihm — die Staatsfinanzen waren in den Kriegsjahren in übelster Lage — ein Honorar von 100 Gulden an. Weber war über das geringe Angebot höchst ungeduldet. „Der Stockhorn aus Karlsruhe", so berichtete er seinem Freunde Gottfried am 15. Januar, „hat mir geschrieben wegen meinen zwei Opern und bietet mir wegen Armut seiner Casse nur 100 Gulden für beide. Das ist schief, und ich kann sie dafür nicht geben." Hinterher besann er sich aber offenbar doch anders. In seiner Antwort auf den Antrag des Intendanten, die er von Darmstadt aus am 12. Februar an diesen richtete (Original im Bad. Haus- und Staatsarchiv), entschuldigte er zunächst deren Verspätung damit, daß er sich erst mit seinem Librettisten Franz Karl Hiemer in Stuttgart habe verständigen müssen. „Er hat", so fährt er fort, „meinem Wunsch, die Opern auf dem Karlsruher Theater

zu wissen, nachgegeben und wird die Ehre haben, sie Ihnen von Stuttgart aus zuzusenden. Worauf ich auch bitte, den Betrag von 70 Gulden an Herrn Hiemer zu senden." Der Widerspruch zwischen den Zahlen fällt sofort auf. Und warum soll das Honorar an Hiemer gezahlt werden und nicht an Weber? Hatte Weber bei ihm Schulden? Oder sollte es nur eine Vergütung für den Text darstellen? Klarheit könnte hier nur der oben erwähnte Brief Stockhorns schaffen, der verloren ging.

Und noch ein Rätsel gibt das Schreiben Webers auf. Wer es liest, gewinnt den Eindruck, daß Weber durch seine Zustimmung die Sache als erledigt betrachtete, beide Teile damit rechtlich gebunden waren. Das legt die ganze Fassung der Antwort nahe. Aber dann hätten die Opern, und zwar ohne allzu lange Verzögerung, auch aufgeführt werden müssen, müßte das Repertoire darüber Aufschluß geben. Nun besitzt die Landesbibliothek ein handschriftliches Verzeichnis, das von 1810 ab bis 1865 alle Aufführungen der Hofbühne bucht und für die Jahre 1811 ff. auch durch die gedruckten Theateralmanache kontrolliert werden kann. Die Silvana befindet sich überhaupt nicht darunter, und der Abu Hassan ist danach erst am 16. April 1826 zur Erstaufführung gelangt. Das man die Partitur so lange unverwertet hätte liegen lassen, wenn man sie 1811 wirklich erworben hätte, ist ausgeschlossen. So bleibt also nur die Annahme übrig, daß Stockhorn entweder sein Angebot nicht aufrecht erhielt, oder daß es in andern Sinne gemeint war, als Weber es auffaßte. Auch in dieser Hinsicht ist der Verlust des entscheidenden Briefes bedauerlich.

Wie dem auch sein mag, Karlsruhe ist so jedenfalls um die Ehre gekommen, zu den Städten zu gehören, die Webers Jugendopern zuerst brachten und dem Meister die Wege ebneten halfen. Eine veräumte Gelegenheit. Von den spätern Opern, Webers Meisterwerken, brachte das Hoftheater bei Lebzeiten des Komponisten den Freischütz und die Curyanthe, den Freischütz zum erstenmal am 26. Dezember 1821, die Curyanthe am 21. März 1824. Die Erstaufführung des Oberon erfolgte erst nach dem Tode Webers am 3. April 1833. Aber diese unvergänglichen Tondichtungen des Schöpfers der deutschen romantischen Oper zählten von da ab zum festen Bestand des Repertoires und übten noch heute unvermindert ihre alte Zauberkrast aus. Und wenn gleich Karlsruhe in dem Leben des Meisters niemals, auch entfernt nicht die Bedeutung gewonnen hat, wie das benachbarte Mannheim, einmal findet sich eine bescheidene Spur seines Erdwandels doch auch hier, einmal hat er, was in der Geschichte der Stadt bisher nicht verzeichnet war, als Verkündiger seines Werks doch auch hier gewollt. Dessen zu gedenken, mochte in diesem Jahre Pflicht erscheinen.

¹⁾ Max Maria von Weber in der Biographie seines Vaters. I. 241.

R. Krauß / Schwäbischer Literaturbrief.

Zunächst sei ein neuer Adept der im Schwabenland noch immer offen wie heimlich blühenden Lyrik vorgestellt: Max Reuschle, der unter dem Titel „Dom der Seele" sein erstes Gedichtbändchen (bei Eugen Salzer in Heilbronn) erscheinen ließ. Es sind Schöpfungen eines in religiöse Andacht Versunkenen — mehr schon geisteter Wille als brausende Jugend — innige Verehrung des Allwigen, den der Dichter überall sucht und findet — dazwischen Naturstimmungen und Sehnsuchtsrufe nach dem lodenden Sünden — das meiste im Hölderlinschen Hymnenstil, einiges auch in der schlichteren Reimform des Liebs, wie nachstehende Probe:

Marielied.

Maria geht im Wiesengrund,
Trägt eine Rose rot und wund,
Die sehnt sich ihrer Pflege.

Maria ist mein schöner Stern,
Ich folge ihrer Güte gern,
Sie leitet meine Wege.

Maria fand ich lange nicht,
Nun stieg mir auf ihr mildes Licht,
Das ich in Liebe hege.

Wenn Martin Vollmer nach elf Jahren eine „zweite, stark vermehrte Auflage seiner mit Zeichnungen von Prof. Felix Schuster versehenen Gedichtsammlung „Auf einsamen Wegen" (bei Georg Ebinger, Stuttgart) erscheinen lassen konnte, so dankt er dies hauptsächlich den darin enthaltenen Liedern im munteren Volkston, von denen auch manche ihre Komponisten gefunden haben. Zum Beispiel:

Mit dem Abendwind.

Mit dem Abendwind
Laß uns gehen, Kind,
Ueber Bach und Heide!
Aus dem Blütenbaum
Schwebt ein sel'ger Traum
Nieder für uns beide.

Fern am Wolkenrand
Schwingt ein goldnes Band,
Fällt dir in die Locken.
Und ein Sternlein winkt:
Schlafe süß! und blinzt
Dir ins Herz Frohlocken.

Mit dem Abendwind
Laß uns gehen, Kind,
Ueber Bach und Heide!
Aus des Himmels Raum
Schwebt ein sel'ger Traum
Nieder für uns beide.

Auch sonst fehlt es der Lyrik Vollmers nicht an Gedanken- und Stimmungsgehalt. Nur daß kaum irgendwo durch Reinheit der Form und des sprachlichen Ausdrucks letzte Schönheit erreicht ist. Wer möchte so etwas von einem humoristischen Volksgelehrten verlangen, wo die kühne Verachtung der Formgesetze oft die komische Wirkung gerade erhöht.

Nun zur erzählenden Dichtung! Wie steht es da um Hermann Hesse? Gehört er etwa zu denen, die durch vorgerückte Lebensweisheit und gereiftes schriftstellerisches Können die schwindende Gestaltungskraft ersetzen müssen? Fast will es so scheinen nach seinem jüngsten Buch: „Kurgast. Aufzeichnungen von einer Badener Kur" (S. Fischer, Verlag, Berlin). Was er aber zur Entschädigung bietet, genügt noch zu einer „Bezauberung" (wie er selbst sagen würde) der Leser. Eine von ihm erledigte Fiktion in Baden (im Nargau) macht er zum Gegenstand seiner Beobachtungen und geistvollen Meditationen, die freilich nicht nur aus seinem Ich stammen, sondern auch in etwas pretiosen Weise sich vorzugsweise auf dieses Ich beziehen. Wahrscheinlich leidet Hesse unter seiner „differenzierten Mentalität", und doch möchte er sie ebenso wahrscheinlich um keinen Preis hergeben. Ein ewig Suchender und Ringender hat er seine potenzierte Geistigkeit mit dem Verlust der inneren Harmonie bezahlen müssen, die in seinen früheren Novellen und Romanen vorhanden ist. Wie grazios tändelt dagegen Thomas Mann über die Abgründe des Daseins hinweg! Hesse ist von ihm, auch stilistisch, nicht ganz unbeeinflusst, aber das stoffliche Zusammentreffen des „Kurgast" mit dem „Natterberg" ist sicher nur zufällig. Denn jedenfalls ist Hesse ein Eigener im vollen Sinn und daneben ein hervorragender Stilist. Möchte er über äußere und innere Hemmungen hinweg nochmals zur reinen Kunstform gelangen!

Auch in Wilhelm Schuffens neuestem Roman „Der abgebaute Oslander" (Verlag von Kösel & Pustet, München) steckt viel Persönliches und Selbsterlebtes; aber es gehört schon genauere Kenntnis des Dichters dazu, um es herauszufinden. Er schildert etwas verspätet Narrheiten und Schrecken der Inflationszeit, von der auch der Beamtenabbau ein für die Gesamtheit nicht allzu belangreiches, aber für die Betroffenen umso schmerzlicheres

Stückchen bildet. Nun, dem Helden der Schuffenschen Erzählung, der ein kleiner Kanzleibeamter geworden ist, weil er seinem Vaterland nicht recht traut, gereicht die Entlassung aus dem Staatsdienst, zu der ihn die Nachsuche eines mit ihm in der Liebe rivalisierenden Ministerialrats verhilft, zum Segen. Denn er findet jetzt (wie vor etlichen Monaten auch Schuffen selbst) den Rückweg aus der verhassten Stadt aufs Land und obenbrein die zu ihm gehörige Braut. Auf die Handlung kommt nicht allzuviel an; was an dem Buche anzieht, ist mehr die Art, wie Schuffen dem modernen Leben und der modernen Kultur gegenübertritt, wie er die Menschheit von seinem individuellen Standpunkt aus betrachtet. Und der völlige Einklang zwischen Inhalt und Stilform gibt dem Buche eine gewisse innere Geschlossenheit, die immer einen Gradmesser für das echte Künstlerium, wenn auch in bescheidener Sphäre, bedeutet.

Von Hermann Nenz, dessen Name uns zum ersten Male begegnet, rührt ein „Roman aus dem Ulmer Lande“ her: „Der Haldenstein“ (bei Eugen Salzer in Heilbronn). Der berufstätige bäuerliche Eigensinn wird hier auf die Spitze getrieben, ohne daß die Motivierung recht überzeugend wäre. Der reiche Haldenbauer, der sich erst mit 42 Jahren eine Bäuerin auf seinen Hof holt, entzweit sich mit dieser schon in den ersten acht Tagen der Ehe wegen einer Zimmereinrichtung, und da keines von beiden nachgeben will, trennen sie sich trotz gegenseitiger Liebe. Fast noch weniger wahrscheinlich als dieses jähe Auseinandergehen ist das Wiederfinden nach vollen achtzehn Jahren. Wenn so die etwas dürftige Handlung nicht recht befriedigt, machen die einen breiten Raum einnehmenden Schilderungen der Sitten und Gebräuche auf dem stattlichen Haldenhof und in einem Dorf des Ulmer Landes einen durchaus echten Eindruck, was auch von dem in der Mundart gehaltenen Dialog gilt. Dagegen hat die fortlaufende Erzählung mehr vom herkömmlichen Ton der modernen Belletristik an sich, als für einen Bauernroman taugt.

Hermann Hauselmann, der schon etliche historische Romane verfaßt hat, behandelt in seinem neuesten „Herr Anton Nikolaus Lebel, der vorderste Losunger“ (Stuttgart 1925, Verlag Theodor Körner) eine Episode aus der Reichsstadt Nürnberg im Dreißigjährigen Krieg. Der ehrgeizige erste Losunger (Schachmeister) der kleinen Republik stürzt an der Spitze der Ratsminderheit und der den übermächtigen regierenden Geschlechtern abholden Bürgerschaft die bisherige Ordnung der Dinge, die aber mit Hilfe der Schweden bald wieder hergestellt wird. Hauselmann hat gründliche Studien über die einschlägigen geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Verhältnisse gemacht und gibt uns so ein getreues Bild der Vorgänge. Nur läuft seine Erzählung gar zu sehr am Schnürchen und läßt über der Gewissenhaftigkeit des Berichts die frei waltende Poesie zu kurz kommen. Und dann: in den Geist einer Geschichtsepisode kann man nicht tief eindringen, wenn man nicht auch das vergangene Sprachgut ausschöpft. In dieser Hinsicht hat Hauselmann mehr mit Wilhelm Hauff als mit Kolbenheyer Gemeinshaft.

Wer am derb volkstümlichen Witz Freude hat, halte sich an Alfred Auerbachs „Schwäbische Miniaturen“ (mit 13 Zeichnungen von Ernst Hummel, Paul Steegemann, Verlag, Hannover und Leipzig). Auerbach hat diese aus dem Alltagsleben entnommenen „Schnurren und Schwänke“ nicht nur gesammelt, sondern auch selbst erfunden oder wenigstens gefunden, ihnen eigene Form gebend. Jedenfalls tun sie noch kräftigere Wirkung, wenn sie nicht bloß gelesen, sondern vorgetragen werden, namentlich von einem Meister in seinem Fach, wie der Verfasser es ist.

In anderem Sinn fürs Volk bestimmt, und zwar fürs Christliche, ist die „Döhenweg-Bücherei“ des Duell-Verlags in Stuttgart. In ihr hat Ilse Reinöhl ein „Das goldene Band“ betitelt. Die Bändchen Erzählungen herausgegeben, worin bescheidene Schicksale Bedräugter aller Art, die in Gott Trost finden oder suchen, ansprechend geschildert sind. Wertvoller sind die beiden Geschichten von Marie Cauer: „Nicht für mich — für dich“ und „Lina und Lena“. Sie verfolgen mehr pädagogische als religiöse Absichten und behandeln die Selbstlosigkeit im Wohlsein, das Gleichgewicht zwischen Geben und Nehmen. Marie Cauer erzählt ganz schlicht und natürlich alles Romanhafte bis auf den letzten Rest ausschaltend, und eben weil sie sich ganz auf dieser vorgezeichneten Linie hält, erweckt sie den Eindruck voller Lebenswahrheit.

„Erlebtes und Erlauschtes aus Alt-Mergentheim“ (Chr. Belscher, A.-G., Verlagsbuchhandlg., Stuttgart) gibt Ludwig Diehl zum besten. Er läßt die Vergangenheit des bekannten Deutschordens-Sitzes in einer Reihe bunter Bilder aufleben, in denen kulturhistorische Schildereien mit novellistischen Skizzen abwechseln. Der Held seiner ersten Geschichte ist ein Mammutriebe, der seiner letzten Ludwig von Beethoven, der ja einmal in jungen Jahren zu Besuch in Mergentheim gewesen ist. Beigegeben sind 25 treffliche Bilder nach Radierungen von Prof. Otto Probst und Wilhelm Förster; es ist gegliedert, in der Reproduktion die Wirkung des Tiefdrucks festzuhalten. Eine ähnliche Verbindung haben Literatur und Graphik in einem dem „Kloster Maulbronn“ gewidmeten Werke (Verlag Dr. Karl Voenn, Landschlacht in der Schweiz am Bodensee) eingegangen. Den Text dazu hat Hans Heinrich Ehrler geschrieben, der über die Gabe verfügt, alte Dinge auf köstliche Weise neu auszudeuten. Da er aber etwas farg im Spendeu gewesen ist, fallen die 16 Steinbrude des

Pforzheimer Professors Adolf Hildenbrand noch gewichtiger in die Waagschale, in denen altdeutsche und moderne, zugleich persönlich Hildenbrandsche Kunst auf einen einheitlichen Kenner gebracht sind. Eine weitere derartige „Unser Land“ betitelte Gabe (bei Alexander Fischer in Tübingen) umfaßt, vom Schönen das Schönste auswählend, ganz Württemberg. Die 70 prächtigen Lichtbilder rühren von Arthur von der Trappen her, die Begleitworte dazu dankt man August Lämmles beweglicher Feder.

Ein monumentales Werk, das uns mitten in die Geschichte des deutschen Buchhandels und Schrifttums im „Zeitalter Goethes und Napoleons“ (1794—1815) hineinführt, sind die „Briefe an Cotta“, von der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger in kostbarer Ausstattung herausgegeben und von Maria Fehling sorgsam bearbeitet und kommentiert. Es ist eine Auswahl der an den Buchhändlerfürsten Johann Georg Cotta von den Koryphäen des deutschen Geisteslebens, Dichtern und Schriftstellern, Historikern und Publizisten, gerichteten Briefe. Komte auch von Goethe, Schiller, Hölderlin, Kleist nichts Ungedrucktes mehr geboten werden, so bleiben doch genug erlauchte Namen übrig, deren brieslicher Verkehr mit Cotta jetzt zum erstenmal zugänglich gemacht wird: ein Lichtenberg, Johannes von Müller, Fichte, Schelling, Tieck, Jean Paul, Pöschel, Graf Reinhard, Rehnes usw. Neben dem interessanten Inhalt zieht uns die individuelle Stilkunst an, die fast allen diesen Brieffschreibern in hohem Maße eignet.

Ferner sei der schönen Hölderlin-Ausgabe gedacht, die von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart im Rahmen ihrer „Klassiker des deutschen Hauses“ herausgegeben und von Martin Lang besorgt worden ist, dem wir auch die des Dichters menschliches und künstlerisches Wesen schwungvoll erläuternde Einleitung danken. Es handelt sich um eine an Vollständigkeit heranreichende Auswahl unter Ausschluß der Briefe. Bei der Werkschätzung oder vielmehr Ueberschätzung von Hölderlins Spätwerk, die heute schon zum Modedogma geworden ist, darf kein Herausgeber, selbst wenn er wollte, es wagen, dasselbe unberücksichtigt zu lassen. Lang will dies auch gar nicht. Die beiden aufs schönste ausgestatteten grünen Ganzleinenbände sind für 10 Mark zu haben und dieser ungemein nieder gestellte Preis wird nicht wenig dazu beitragen, der neuen Ausgabe Eingang in die weitesten Volkskreise zu verschaffen, was sie auch durch ihre sonstigen Vorzüge verdient.

Gewissermaßen in Parenthese soll hier noch von einer neuen Hölderlin-Novelle die Rede sein: sie stammt aus der Feder von Wilhelm Schäfer und heißt: „Hölderlins Einkehr“ (bei Gg. Müller in München). Als der vom Schicksal verfolgte Dichter nach Landstreichereiart und schon vorübergehend gestört geistes von Bordeaux ins Schwabenland hineinpilgerte, genoss er einen Tag die Gastfreundschaft einer adeligen Familie auf deren Schloß bei Blois. Ein Halbjahrhundert hernach erzählte die Besitzerin dieses Schlosses dem deutschen Schriftsteller Moritz Hartmann das Abenteuer, an dem sie als ein Mädchen von 14 oder 15 Jahren teilgenommen hatte. Diesen an sich schon überzeugenden und ergreifenden Bericht hat Schäfer zu einer zart poetischen Novelle ausgeweitet, indem er die Charaktere schärfer ausprägte und eine Reihe frei erfundener, aber dem Geist des historischen Bildes angepaßter Züge in dieses harmonisch verwob. Neben der Gestalt des in disparaten Welten lebenden und über die Wirklichkeit hinwegschwebenden Dichters zieht uns die der jungfräulichen Charlotte (der nachmaligen Berichterstatterin) an, die es ahnend empfindet, vom Hauche eines wie Edeln sie berührt worden ist.

In derselben Klassikerreihe der Deutschen Verlags-Anstalt ist von demselben Martin Lang auch Mörike in zwei prächtigen Auswahl-Bänden herausgegeben worden. Lang ist wiederum selbständig vorgegangen, mitunter etwas eigenwillig, wie in der Verkürzung der Idylle vom Bodensee. Von den Gedichten durfte er mancherlei ausscheiden, da die Ausgabe ja volkstümlichen Zwecken dient. Daß er den Ur-Kolten der von Kläiber zu Ende geführten Neubearbeitung vorgezogen hat, ist durchaus zu billigen; denn jener ist der aus des Dichters Jugendstimmung erwachsene und darum echte Kolten. Im Vor- und Nachwort hat sich Lang mit Recht auf das Nötigste beschränkt: Mörike wirkt durch sich selbst am besten!

Endlich sei noch auf die Gesammelten Werke einer andern Dichterpersönlichkeit hingewiesen: Isolde Kurz, die wahrlich mit ihren 72 Jahren das oftmals vorzeitig angemachte Recht gehabt hat, ihre reiche Lebensernte in die Scheune zu bringen. In sechs stattlichen Bänden (bei Georg Müller in München) bietet sie fast alles dar, was sie in Vers und epischer Prosa gedichtet hat, und von der übrigen ist nur ihr autobiographisches Buch „Mein Jugendland“ und das biographische über Hermann Kurz ausgeschlossen worden. Das Urteil über Isolde Kurz steht in unserer Literaturgeschichte fester als das über die meisten Erscheinungen der Gegenwart. Es genügt daher zu sagen, daß hier eine seltene Fülle von Poesie und Geist vereinigt ist, und daß alles, was sie zum Gegenstand ihrer Darstellung gemacht hat, den Stempel echter Künstlerkraft trägt. Im Hinblick auf ihre pietätvolle Pflege des väterlichen Andenkens hat es sich hübsch getroffen, daß gleichzeitig ein von Dr. Dwlglaß besorgter Band „Erzählungen und Schwänke von Hermann Kurz“ in der Sammelreihe „Die schönsten Erzählungen“ (bei Albert Langen in München) erschienen ist.

Margarete Wirnser / Der letzte Scharfrichter von Gochsheim.

Kalte, helle Mondnacht steht über Gochsheim, dem alten Hügelstädtchen. Klar zucken die Umrisse des hochgelegenen Schlosses in den Sternhimmel. Drunten am gurgelnden Krachbach träumen die Häuser im Schatten des Berges und ducken sich ins willkommene Dunkel. Nur das Scharfrichterhaus hebt den blendend weißen Giebel mit den unheimlich schönen Fresken drohend über alle Umgebung hinaus. Das kleine Pförtchen schaukelt der Nachtwind in den losen Angeln, daß es stöhnt in unheimlichem Grauen.

Da — Rädergerassel auf holperigem Wege, bald ferner, bald näher tönend, dann in enger Gasse den Schall von Wand zu Wand jagend, daß er klatschend ins Ohr fällt.

Ein geschlossener Wagen ist es.

Er hält vor dem Hause des Scharfrichters. Drei Vermummte entsteigen seinem Innern, wenden den eiligen Schritt gegen die kleine Pforte.

Doch ehe sie mit lautem Klopfen die Schläfer wecken können, tut sich leise, wie von Geisterhand geöffnet, das Halbbrunn auf. Die beiden Nachtgesellen treten ein. Die Pforte schließt sich lautlos. Die dunkle, steile Treppe wird von den Männern erstiegen. Ein kleines Geläß tut sich auf. Der Scharfrichter Christian Fuchs steht vor ihnen. Er ist soeben vom Lager aufgesprungen. Doch schon umspannen ihm die hohen Stiefel die Beine, als die Männer eintreten.

Kein Wort, kein Gruß wird gewechselt. Das Schweigen steht zwischen den dreien und jeder kennt wortlos des andern Wunsch und Weg. Der Scharfrichter schafft sich in Eile die Kleider an den hünenhaften Leib, gurtet das riesige Schwert um.

Dann wirft er sich den scharlachroten Mantel um die Schultern, deckt sich Ohren und Haupthaar mit der roten Kappe.

Einer der Vermummten zieht ihm eine schwarze Binde über die Augen.

Blind führen sie ihn in die helle Nacht hinaus. Das Gefährt, in dem die drei verschwunden sind, klappert davon, die Pforte schließt sich lautlos.

Christian Fuchs, der Scharfrichter von Gochsheim, kennt nicht der nächtlichen Reise Ziel. Doch weiß er genau, daß irgendwo im Württemberger Land, in der Richtung auf Heilbronn zu, sein Dienst gebraucht wird.

Schon unzählige Male hat man ihn in dunkler Nacht geholt. Doch darf sein Mund nicht fragen. Das Auge ist ihm blind gemacht, das Ohr erlähmt durch Kappe und Binde. Was kümmert ihn der Reise Ziel, ihn, den Scharfrichter?

Sein Amt ist: Graufiges vollbringen ohne Herzweh.

Sein Gelübde heißt: Schweigen, viel wissen — und schweigen. Nie darf er sein Gelübde brechen. Bei seinem Leben nicht.

Der Wagen schafft sich stundenlang durch die Nacht. Bei seinem Holpern nickt der Scharfrichter ein und träumt von Christian, seinem Söhnchen, der dereinst sein Nachfolger werden soll im traurigen Amt.

Da — ein anderer Schall der Räder! Der Lärm klatscht an Hauswänden an, hallt durch Gassen! Eine Stadt muß erreicht sein. Mit einem groben Ruck hält das Gefährt. Christian Fuchs fährt aus Träumen auf. Man zerrt ihn unanft ins Freie. Mit tastenden Schritten geht es über Treppen und Klure, durch Höfe und Räume.

Dumpfes Murmeln dringt an sein Ohr. Seine Binde fällt. Die schmerzenden Augen finden sich nur langsam im Halbdunkel des Hofes zurecht, in dem er steht.

Er befindet sich vor der Feme. Schwarze, unheimliche Gestalten reden im Flüsterton. Wie unselige Geheimnisse stehen schweigend Vermummte im Schatten. Ein Priester murmelt eintönig sein Gebet und ringt die Hände gegen das Opfer dieser Nacht. Es ist ein Mann. Christian Fuchs sieht ihn an und sieht ihn doch nicht. Was kümmert ihn der eine unter den Hunderten? Richtspruch fällt in die Nacht, Urteil sinkt hart hernieder. Ein Stöhnen quält sich aus gemarterter Brust.

Gebete wogen mildernd dazwischen.

Dem Opfer wird die Kappe aufgestülpt.

Der Richtstuhl nimmt den Armen auf.

Ein Wink der Feme ruft den Scharfrichter herzu.

Mit müden Händen, gedankenlos, nimmt er, wie schon hundertmal, die Schere, dem Opfer eine Locke abzuschneiden. Es ist sein Recht, denn ihm ist der Mensch, der da in Todesnot den letzten Atem tut, verfallen.

Er öffnet die Schere, eine leuchtend rote Locke fällt. Einen Augenblick fällt die Farbe in sein Bewußtsein, denn nie hat er solch leuchtendes Gold gesehen. In alter Gewohnheit gleitet die Locke in seine Tasche.

Dann waltet er kalten Sinnes seines Amtes.

Mit blinden Augen bringen ihn derbe Fäuste in den Wagen zurück. Zwei Wegstunden lang führt ihn der Kosselunker, dann setzt er ihn, wie immer, auf freiem Felde wortlos ab.

Da steht er, der Gefürchtete, der Geächtete und von allen Menschen Gemiedene und trägt die Sterne nach dem rechten Wege. Er kennt sie — die Sterne. Auch sie schweigen wie er, und wissen doch viel, viel mehr als alle da unten auf der lauten Erde.

Eine Zeitlang geht er, wohl immer gen Süden, dennoch in der Irre. Er macht eine Runde, stößt auf ein Dorf und ein schlaftrunkenes Wort gibt ihm Weisung zum rechten Weg. Es eilt der Fuß. Taglicht graut im Osten abgernd herauf. Eine Schenke ladet ihn zu kurzer Rast.

Eine entlegene Ecke bent ihm Sitz, die Wirtin bringt ihm erschauernd den erquickenden Trunk.

Dann sinkt sie auf der Ofenbank in sich zusammen.

Kein Wort von den schmalen Lippen. Die Augen stieren brennend aus schwarzen Höhlen. Sie und da irrt ein Stöhnen durch die dämmerige Stube.

Christian Fuchs, der wieder Mensch gewordene, fragt behutsam die Zusammengebuckte, ob sie Kummer habe.

Ja, ihr Mann, der sich noch nie von ihr getrennt, ist fort. Vor drei Tagen, in der Nacht, haben sie ihn geholt.

Sie fühlt es, und in Träumen wurde ihr kund, daß er vor der Feme steht.

Vor ein paar Stunden trieb sie eine gräßliche Angst aus dem Bett. Qualvolles Stöhnen zerbricht ihr die Rede.

Der Scharfrichter atmet tiefer. Mitleid steht ihm in den glanzhellen Augen. Wie mechanisch greift er nach der Tasche. Nimmt die rotgoldene Locke heraus. Sieht sie einen Augenblick an.

Da — ein Schrei, ein gellender: „Er ist's, er ist's.“

Dumpf fällt ein leidgepeinigter Körper auf die mitleidlose Diele. Christian Fuchs weckt die Magd und schreiet, wie von Furien gehebt, der Heimat zu.

* * *

Wieder wird der Mond rund. Wieder führt die strahlende Nacht den Scharfrichter gen Heilbronn.

Doch der Heimweg ist ihm nicht mehr vergönnt.

Ein einziges Mal war sein Herz weich geworden in heißem Mitleid.

Er hat Schweigens Gelübde gebrochen.

Die rote Locke ward ihm Schicksal.

Seine Kinder wissen, daß die Feme ihn verschlungen hat.

* * *

Und sein Haus, das, geheimnisvoll von allen Schauern der Vergangenheit umflossen, am murmelnden Krachbach steht als Zeuge einer Zeit, die wir kaum mehr verstehen, will zerfallen. Die Südwand, die mit einem uralten Freskenbild, dem überlebensgroßen Scharfrichter geschmückt ist, und die mit ihrem reichvollen Fachwerk und dem reichgeschnitzten Gebälk jeden Heimatfreund in Ehrfurcht ergreift, will einstürzen. Sie soll wohl ausgebeffert werden, aber Fresken und Gebälk fallen der geldarmen, pietätlosen Zeit zum Opfer, wenn nicht ein deus ex machina hier rettend eingreift, wie er es schon einmal getan, als er die historischen Stadtdenkmäler Gochsheim vor verständnisloser Zerstörung rettete.

Erna Scheidt / An die Unsterblichen.

Ich liebe euch, die ihr vor mir gewesen,
für welche, was mich elend macht und krank,
in der Erinnerung gold'nem Rauch versank,
und blieb nichts übrig als ein leises Lächeln . . .

Ich sehne mich aus dieser dumpfen Trübe,
drin Haß und Gier und Leidenschaften siedeln,
nach eurer weisen Klarheit, reinen Liebe,
nach eurem innigen, golddurchblauten Frieden.

Ihr, hohe Spiegel wundervoller Dinge,
o, laßt mich ein in eure heil'gen Reiche,
daß dunkler Erde Qual von mir entweiche.

Von den verzerrten Bildern irrer Wesen,
von Göbendienst und Menschenopfer kranker Zeit
laßt mich in eurer Gemeinsamkeit genesen.